

Im paradiesischen Sozialismus

Unsere nächste Etappe sollte uns am Morgen danach nach Pinar del Rio führen, eine Stadt im äußersten Westen des Landes, etwa eine Tagesreise mit den staatlichen Fernstreckenbussen von Madruga, unserer kleinen Ortschaft entfernt. Da wir schnell erfahren mussten, dass Madruga in keinster Weise über diese Infrastruktur verfügte, blieb uns nichts anderes übrig, als den Fahrer vom Vortag zu konsultieren, uns sozusagen im „Privattaxi“ dorthin zu bringen, was von dem besorgten, staatlichen Fürsorgepersonal, das alle dreißig Kilometer am Straßenrand herumzulungern pflegte, gar nicht gerne gesehen wurde. Nicht umsonst unterhält der Staat ein aufwendiges Netz von Fernverbindungen, die die zahlungskräftigen, meist europäischen Touristen in klimatisierten, chinesischen Bussen zu äußerst westeuropäischen Preisen von A nach B bringen. Kurzerhand entschloss sich Jorge, unser Gastvater, mitzureisen, um bei einer eventuellen Kontrolle des „Trachtenvereins Blau-rot-Havanna-Club“ sagen zu können, dass wir Freunde seiner Familie seien und er uns die Insel zeige.¹

Nach sechsständiger Fahrt in Pinar angekommen, war dann auch schnell eine Unterkunft gefunden, ein „Casa Particular“. So heißen auf Kuba die privaten Unterkünfte, die neben ein oder zwei Zimmern auch einfache Gerichte, per Gesetz aber nur mit „pollo“ (Hühnerfleisch) anbieten dürfen, um die allesamt (grauenvollen) staatlichen Restaurants vor der privaten Konkurrenz zu schützen. Auch hier haben die Betreiber eine Lösung gefunden, denn es gab fast überall Variationen wie „pollo de pesce, pollo de langosta, pollo de porc ...“ zur Auswahl.² Oh Kuba, wie ich dich bereits mochte!

¹ Für jeden, der gerne auch mal einen kubanischen Freund haben möchte: Man gehe auf facebook, suche nach Raúl Castro, dann erscheint ein Button: „Wenn du Raúl kennst, sende ihm eine Freundschaftsanfrage.“

² Hühnchen vom Fisch, von der Languste, vom Schwein ...

Nun, nach einem zwar ereignisreichen aber weitgehend borkfreien Tag sehnte ich mich so langsam wieder danach, die Initiative zu ergreifen, denn das Zimmer war bezogen, das pollo des Tages ausgewählt und meine Frau kam auf die absolut borkfreie Idee, erst einmal zu duschen und sich vielleicht ein bisschen auszuruhen, denn es war bereits später Nachmittag, sie erschöpft, und vor dem Abendessen nicht mehr interessiert an Aktivismus jeglicher Art.

Nachdem ich ihr ein paar Minuten bei völlig borkfernen Tätigkeiten wie Tasche auspacken und Kram von rechts nach links und wieder zurück räumen zugesehen hatte, wanderte mein Interesse zur Straße hin, wo ich, von unserer Dachterrasse aus, die Autos, Pferdekarren und Passanten, insbesondere die Passantinnen betrachtete, bis ich schließlich beschloss, mich ins Getümmel zu stürzen und die nähere Umgebung zu erkunden.

„Ich geh uns mal was Kühles zu trinken besorgen und schau mal, ob ich eine Autovermietung finde“, sagte ich zu meiner Frau, was ihr ziemlich recht zu sein schien. Sie wies mich noch darauf hin, dass es bald Essen gäbe und ich nicht so lange bleiben sollte, und die Schlüssel sollte ich mitnehmen, für den Fall, dass sie gerade unter der Dusche stünde, wenn ich zurückkäme.

Schön und gut, ich griff mir die Schlüssel, ging die Treppe hinunter und verschwand durch das Eisentor auf die Straße, von wo aus ich sofort losschlenderte, alle Eindrücke des bunten Treibens begierig in mich aufsaugend.

Nach kurzer Zeit fand ich auch einen Kiosk und erblickte, dass hier kalte Getränke feilgeboten wurden. Jetzt ne kalte Cola für sofort und auf dem Rückweg ein paar Dosen „El bucanero“, neben dem „Cristal“ die zweite kubanische Biersorte, die man in Pesos convertibles kauft und auf deren Geschmack ich gespannt war und deren Verzehr auf der Dachterrasse, im Schein der Abendsonne, mir eine gewisse Vorfreude verschaffte.

Nicht gerechnet hatte ich mit der kubanischen Gelassenheit, was das Einkaufen betraf. Die Tatsache, dass sechs Personen vor mir waren, wobei die erste binnen zehn Minuten es nicht geschafft hatte, ihrem Einkauf den Eindruck einer baldigen Beendigung zu verleihen,

fürte dazu, dass ich die Chancen auf die Abendsonne auf der Dachterrasse immer weiter schwinden sah.

Kurzerhand entschied ich, dass es in dieser Stadt an jeder Straßenecke einen Kiosk geben müsse. Ich setzte meinen Weg fort und fand auch bald einen zweiten Kiosk, aus dem ein junger Mann gestürmt kam, der mich mit den Worten: „Hello my friend, welcome to Cuba!“ ansprach, was ich aufgrund der Aufdringlichkeit seinerseits erst einmal ignorierte. Mein Blick fiel auf seinen Kiosk, an dem kein Mensch wartete und ich binnen kürzester Zeit meinen Bedarf an Kaltgetränken für die kommenden Stunden und Tage hätte decken können, doch seine Art gefiel mir nicht. Er ließ nicht locker und versuchte es auf Deutsch: „Woher kommen Sie, Frankfurt am Main?“

Nee, nee, mein Freund, so nicht. Nur weil du weißt, wie der Flughafen heißt, von dem die meisten Touris aus Deutschland starten, muss ich hier noch lange nicht in deinem Laden einkaufen. Steht auf meiner Stirn etwa: „Dummer Tourist, der jeden Scheiß kauft, nur weil man ihn auf Deutsch anspricht“? Ich mag es generell nicht, wenn ich im Urlaub als wandelnde Brieftasche angesehen werde, und wenn man mich schon auf der Straße anquatschen muss, dann bitte nicht auf solch eine plumpe Art und Weise. Ich entgegnete ihm kurz angebunden: „No entiendo su lengua“ („Ich verstehe Ihre Sprache nicht.“) und setzte meinen Weg unbeirrt fort.

Innerlich triumphierend und ein bisschen überrascht, wie schlagfertig und entwaffnend mir meine geniale Entgegnung erschien, ging ich weiter und sog die Umgebung in mich auf. Normalerweise bin ich eher jemand, dem solche Sprüche erst dann einfallen, wenn es zu spät ist. Mein verbaler K.O.-Schlag, den ich soeben mitten ins Schwarze platziert hatte, versetzte mich in Hochstimmung.

Ich schlenderte weiter, in mich hinein grinsend, die Sonne genießend, das Treiben beobachtend, als es plötzlich abwärts ging.

Erst kam der Schreck, dann kam der Schmerz, dann verknüpfte ich diese beiden Empfindungen mit dem veränderten Blickwinkel, den ich auf einmal hatte, nämlich mit den Augen auf Kniehöhe der Passanten (was gerade auf Kuba eine durchaus interessante Position sein kann), zu der Erkenntnis, dass ich in ein Loch gefallen war, welches zu ei-

nem Kanalisationsschacht gehörte und durch einen fehlenden Deckel gesichert war. Da diese Sicherungsmaßnahme ihren Zweck offensichtlich nur unzulänglich erfüllte, kam ich zu einem veränderten Blickwinkel und hatte mir nicht nur hart die Schienbeine angeschlagen, sondern auch die Aufmerksamkeit der Passanten auf mich gezogen. Deren Reaktion von anfänglicher Bestürzung schlug schnell in Belustigung um und von dort in Hilfsbereitschaft, welche sich dahingehend äußerte, dass ich von vier anpackenden Händen aus dem Loch gehoben und auf die Füße gestellt wurde. Ganz verschwunden war die Belustigung scheinbar nicht, denn außer ehrlicher Besorgnis um mein Wohlergehen konnte ich mich dem Eindruck nicht entziehen – zumal ich auch nicht jedes Wort verstand –, dass die eine oder andere spöttische Bemerkung fiel.



Mir war jedenfalls nicht danach, die Sache weiter zu vertiefen. Ich bedankte mich kurz bei meinen Rettern und entfernte mich schnell vom Ort des Geschehens.

Meine Unternehmungslust war plötzlich stark eingeschränkt, und ich beschloss, auf dem direkten Weg nach Hause zu gehen. Ich musste nur noch herausfinden, welches der kürzeste Weg war.

Die Stadt war im Schachbrettmuster angelegt, also musste ich so viele Blocks zurückgehen, wie ich gegangen war, bevor ich das letzte

Mal abbog, dann wieder so viele, wie ich bei dem vorletzten Abbiegen zurückgelegt hatte und so weiter.

Nach kurzer Zeit, als ich merkte, dass ich meine Route so nicht mehr rekonstruieren konnte, beschloss ich, systematisch vorzugehen: Die Straßen in Nord-Süd-Richtung hießen „Avenidas“, während die Straßen, die in Ost-West-Richtung verliefen, auf den Namen „Ruta“ hörten. Ob diese nun nummeriert waren oder jede einen richtigen Namen trug wie „Avenida los cojones“ oder „Ruta de Santa Latrona“ weiß ich heute nicht mehr, geschweige denn wusste ich zum damaligen Zeitpunkt den Namen der Straße, in der ich wohnte. Meine Wahrnehmung ist eher visuell, was bedeutet, dass ich das Bild, das ich beim Verlassen des Hauses gesehen hatte, durch Visualisieren in mich aufgenommen hatte und beim Wiedererkennen wissen würde: „Ja, das ist das Haus.“

Das hört sich im ersten Moment eher nach Zufall an, durch dieses System das Haus wiederzufinden, aber es handelt sich dabei um eine Methodik wie bei einem Memoryspiel: Man deckt so viele Karten auf, bis man die richtige wiederfindet. Sprich, man läuft jede Straße der Länge nach durch, bis man vor dem Haus steht, welches man vor zwei Stunden verlassen hat. Der zeitliche Bedarf einer solchen Mission richtet sich dabei streng nach der zurückgelegten Strecke sowie der Anzahl der begangenen Straßen.

Ich überschlug kurz die Wegstrecke und kam zu dem Erkenntnis, dass ich mindestens vier, wenn nicht fünf Avenidas durchlaufen hatte, was bedeutete, maximal zwei bis drei in beide Richtungen, und maximal vier bis sechs Rutas in beide Richtungen gekreuzt hatte. Im schlimmsten Fall gab es also 72 potenzielle Ecken, an denen ich hätte falsch abbiegen können. Dieses Erkenntnis bestätigte meinen Plan nach systematischem Vorgehen. Ich beschloss also auf einer Ruta so lange nach Osten zu gehen, bis ich auf eine Avenida treffen würde, die ich bisher nicht kannte. Dann zurück auf die letzte Avenida und dort so lange nach Süden, bis ich auf eine fremde Ruta treffen würde. So hätte ich meinen südwestlichen Punkt erreicht und konnte streng nach System mein Raster durchlaufen, bis ich an dem Haus vorbeikam, wo ich wohnte. Von meinem Endpunkt ging ich jetzt zwölf Rutas nach Nor-

den, wand mich dann bis zur nächsten Avenida gen Westen, drehte Richtung Süden und überquerte wiederum zwölf Rutas, um dann auf der nochmals weiter westlich gelegenen Avenida zwölf Rutas gen Norden zu streben. Auf der vierten Avenida (ich hatte mehr als die Hälfte) kam ich an dem Kiosk vorbei, an dem ich ganz zu Anfang angestanden hatte. Ich war sehr durstig und in der tropisch feuchten Luft auf der Asphaltstraße, inmitten wuselnder Menschen und knatternder Zweitaktmotoren der Mopeds, angesichts des fehlenden Schattens und der Strecke, die ich bereits zurückgelegt hatte, war ich kurze Zeit versucht, einen zweiten Anlauf am Kiosk zu unternehmen, doch es standen immer noch zwei Personen davor, und wenn mich nicht alles täuschte, war mindestens eine davon beim letzten Mal schon vor mir in der Schlange. Ich blieb wacker und war fest entschlossen, meinen Plan durchzuziehen, als ich in der fünften Avenida fast mit unserem Vermieter zusammenstieß, der gerade aus einer Ruta in meine fünfte Avenida abbog.

Nun könnte man glauben, ich hätte ihm gesagt, dass ich die Straße und die Hausnummer vergessen hätte und nun die Unterkunft suche, aber das wäre völlig borkfern gewesen. Außerdem hätte er gedacht, ich wäre zu blöd, allein wieder zurückzufinden, dabei hatte ich doch einen todsicheren Plan.

Er schien zu merken, dass ich irgendwie fertig aussah. Nachdem er begrüßt hatte, musterte mich. Möglicherweise fiel ihm auch auf, dass meine Beinkleider durch meinen Sturz etwas Schmutz angenommen hatten, meine Unterarme und Teile meines Gesichtes kleinere Schrammen und Blessuren aufwiesen. Als ich merkte, dass er den Braten zu riechen begann, lächelte ich, grüßte zurück und setzte meinen Weg fort, als ob das alles so auch sein musste und sowieso alles in Ordnung wäre und mit rechten Dingen zuginge.

Nach wenigen Metern kam mir allerdings eine Idee: Ich könnte doch einfach in die Richtung gehen, aus der er gekommen war, so würde ich vielleicht ein bis zwei ganze Avenidadurchläufe sparen und käme schneller zum Haus zurück.

Das tat ich auch, und unterwegs kamen mir mehrere Sachen bekannt vor. Ich beschleunigte meine Schritte, denn ich hatte das Ge-

fühl, dem Ziel ganz nahe zu sein, bis ich plötzlich an einem kleinen begrünten Platz mit Bäumen stand.

Nicht, dass ich etwas dagegen gehabt hätte, dass man in tropischen Städten kleine, grüne, schattenspendende Oasen anlegte, in denen sich die Alten am Nachmittag treffen, ihren Rum trinken, Zigarren rauchen und den lieben Gott einen netten, alten Mann mit Bart sein lassen können, aber mein Problem war, dass ich jetzt, da ich mich meinem Ziel ganz nah wähnte, sicher war, dass ich den ganzen Tag noch an keinem, solch parkähnlichen Platz vorbeigekommen war.

Also zurück und hoffen, dass ich den Punkt wiederfinden würde, an dem ich meinen Vermieter getroffen hatte, um mein Raster weiter zu durchlaufen. Ich muss ehrlich zugeben, die Sonne hatte mein Hirn schon so ein bisschen ... aber solange ich meinem System folgte und den kleinen Rest Verstand einsetzte, der mir noch geblieben war, würde ich es schaffen.

Die Stelle wiederzufinden, an der ich zuvor fast mit unserem Vermieter zusammengestoßen war, entpuppte sich allerdings als etwas schwieriger, als ich dachte. Irgendwie sahen die Straßenzüge hier sehr ähnlich aus. Ich blieb einen Moment stehen und ließ meinen Blick auf der anderen Straßenseite von einem Haus zum anderen wandern. Irgendwo musste es etwas geben, was mir bekannt vorkam. Ein hellblaues Flügeltor? Vielleicht. Das Metallschild einer Wäscherei, weiß mit roter Schrift und Rostflecken am unteren Rand? Sehr wahrscheinlich.

Endlich! Der Lkw. Der quietschbunte Lkw, beladen mit Holzkisten, der gerade geräuschvoll den Motor anließ und sich mit gefährlich schwankender Ladung in Bewegung setzte. An dem war ich vorbeigekommen, unmittelbar nachdem ich unseren Vermieter getroffen hatte. Ab hier würde es nun weitergehen, und zwar die Richtung, in die der Lkw wegfuhr.

Ich wollte gerade die Straße überqueren, als mein Blick auf das Eisentor fiel. „Verdammte Axt, das ist doch unser Haus“, murmelte ich. Ich erkannte die Treppe, das Geländer der Dachterrasse und den Anstrich der Fassade, alles so, wie ich es als Bild im Kopf hatte. Und na-

türlich das Eisentor, das mir irgendwie entgangen sein musste, vermutlich, weil der Lkw die ganze Zeit davorstand.

Erleichtert überquerte ich die Straße und steckte den ersten der drei Schlüssel in das Schloss des Tores. Er passte nicht. Dann probierte ich den zweiten. Auch der wollte nicht hinein. Der dritte passte – aber drehen ließ er sich nicht.

Mir fiel langsam auf, dass ich begann, Blicke auf mich zu ziehen, also musste ich schnell handeln. Es gab keine Klingel, und so setzte ich alles auf eine Karte. Ein Sprung, ein Klimmzug und ab über das alberne Tor. Sollten die Leute doch die Polizei rufen, bis die hier ist, bin ich längst drin!

Ich erklomm die Stufen mit letzter Kraft und sackte auf einem Sessel auf der Dachterrasse zusammen, als meine Frau mit sorgenvollem Blick auf die Terrasse trat und fragte: „Was ist denn mit dir passiert, bist du überfallen worden?“

„Nein, der Kiosk war voll, dann bin ich in ein Loch gefallen. Dann hab ich keinen Laden gefunden, wo ich etwas einkaufen konnte, und dann habe ich mich verlaufen. Zum Schluss musste ich noch einbrechen, weil keiner der Schlüssel in das Tor passt“, war meine Antwort. Mit betont mitleidsvollem Gehabe – eine unterdrückte Belustigung konnte sie nicht verbergen – kümmerte sie sich um meinen Gemütszustand und meine lebensbedrohlichen Verletzungen, als der Vermieter, ganz ohne Schlüssel, am Knauf des Eisentores drehte, somit den Öffnungsmechanismus betätigte, und uns kalte Getränke brachte, da er sich gedacht habe, wir würden uns nach der langen Fahrt über eine Erfrischung freuen.